

Margot Käßmann

Predigt Hannover, 4. März 2018 (1.Petrus 1, 13-21)

Liebe Gemeinde,

was bedeutet Ihnen Ihr Christsein? Gibt es etwas in Ihrem Leben, das ganz anders wäre, würden Sie nicht an Jesus Christus glauben – oder sagen wir, zur Gemeinde gehören?

Als ich den Predigttext für den heutigen Sonntag gelesen habe, hab ich das selbst überlegt: Ist mein Leben anders, weil ich Christin bin, habe ich eine besondere Lebenshaltung? Hören wir ihn an, er steht im ersten Kapitel des ersten Petrusbriefes, die Verse 13 bis 21:

„Darum umgürtet eure Lenden und stärkt euren Verstand, seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch dargeboten wird in der Offenbarung Jesu Christi. Als gehorsame Kinder gebt euch nicht den Begierden hin, in denen ihr früher in eurer Unwissenheit lebtet; sondern wie der, der euch berufen hat, heilig ist, sollt auch ihr heilig sein in eurem ganzen Wandel. Denn es steht geschrieben (3.Mose 19,2): »Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.« Und da ihr den als Vater anruft, der ohne Ansehen der Person einen jeden richtet nach seinem Werk, so führt euer Leben in Gottesfurcht, solange ihr hier in der Fremde weilt; denn ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von eurem nichtigen Wandel nach der Väter Weise, sondern mit dem teuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. Er ist zwar zuvor ausersehen, ehe der Welt Grund gelegt war, aber offenbart am Ende der Zeiten um euretwillen, die ihr durch ihn glaubt an Gott, der ihn von den Toten auferweckt und ihm die Herrlichkeit gegeben hat, sodass ihr Glauben und Hoffnung zu Gott habt.“

Ja, das kommt etwas gestelzt daher, das muss ich zugeben! Wer hat das geschrieben und warum, habe ich mich gefragt. Es gibt gute Gründe zur Annahme, dass der Brief nicht von Petrus, dem Fischer vom See Genezareth stammt. Dagegen spricht zum einen das exzellente Griechisch, in dem er verfasst ist, und zum anderen die Situation der Gemeinden, in die er spricht. Die Exegeten vermuten, Petrus werde als Autor genannt, damit er sozusagen gleichrangig neben Paulus steht, der ja sehr bedeutende Briefe an Gemeinden verfasste. Damit soll die Einigkeit und Harmonie der ersten Apostel demonstriert werden. Etwas salopp gesagt: Paulus und Petrus sollen nicht dastehen wie Sigmar Gabriel und Martin Schulz. Oder um der Parität willen: Wie Angela Merkel und Jens Spahn. Die Apostel ziehen an einem Strang, darum geht es.

Zu Beginn heißt es, der Brief sei in Babylon verfasst, so wurde Rom von den verfolgten Juden und Christen damals gern bezeichnet, auch in der Offenbarung des Johannes findet sich diese Andeutung. Dort in Rom war Petrus inhaftiert und wurde schließlich ermordet. Die Ortsangabe soll also auch auf den vermeintlichen Verfasser

hinweisen. Exegeten heute sagen, der Ort, an dem dieser Brief geschrieben wurde, sei schlicht nicht nachzuweisen. Und schon Martin Luther sagte zu dieser Frage: „Es liegt keyn macht daran“¹.

Niedergeschrieben, heißt es, wurde der Brief von Silas, der auch Paulus begleitet hatte. Auch das ist ungewiss. Solche Briefe aber unter dem Namen eines anderen zu schreiben, war vor 2000 Jahren durchaus üblich. So mag es sein, dass der erste Petrusbrief erst nach dem Tod des Apostels Petrus verfasst wurde. Auf jeden Fall aber sind wir mit diesem Brief sehr nahe an den allerersten Zeugnissen der Christenheit um das Jahr 100. Und wir haben es mit einem Text zu tun, der von Anbeginn als wichtig und weiterzugeben angesehen wurde.

Die im Brief geschilderte Bedrängnis der ersten Gemeinden ist offenbar keine staatliche Verfolgung. Eher wird davon gesprochen, dass es um verbale Angriffe geht. Und das lässt sich gut nachvollziehen. Die Christinnen und Christen, heißt es im Predigttext, haben sich abgewandt vom „Wandel nach der Väter Weise“. Das bedeutet, sie haben einen „Bruch mit der Mehrheitsgesellschaft“ vollzogen, sich verabschiedet von einem „System von überkommenen Wertvorstellungen“² wie es der Theologe Martin Vahrenhorst ausdrückt. So eine Veränderung irritiert immer die anderen, das kommt selten gut an. Aber weil sie an Jesus Christus glauben, hat sich das Leben dieser Menschen offenbar verändert, sie leben anders.

Durch diesen Brief sollen die kleinen Gemeinden, die entstanden waren, ermutigt werden. Der Briefautor ihnen: Euer Glaube, den ihr angenommen hat, er soll sich in eurem Lebenswandel spiegeln. Ja, „heilig“ sollen sie sein, die Christinnen und Christen. Oje, wird da jetzt mancher seufzen, ein hoher Anspruch. Und ist das nicht ein mächtig moralisch erhobener Zeigefinger? Spiegelt sich da nicht genau das, was früher als „Abkanzeln“ bezeichnet wurde: Ein Pastor erklärt den Leuten, wie sie zu leben haben. Und wenn sie nicht so leben, wie er es ihnen von oben herab sagt, dann drohen ihnen Fegefeuer und Höllenqualen? Muss da nicht gleich die ganze Reformationgeschichte in uns auftauchen, Luthers Wettern gegen den Ablasshandel Thema werden – keine Angst, auch wenn ich noch Reformationsbotschafterin bin – heute nicht!

Ich finde, der Brief kommt gerade nicht moralisierend oder beängstigend daher, sondern ermutigend. Den Verstand sollen die Christen stärken, ihre Hoffnung ganz auf die Gnade setzen, heilig sollen sie sein im Lebenswandel und ihr Leben in Gottesfurcht führen. Denn dadurch unterscheiden sie sich von Menschen anderen. Christsein ist für den Briefautor eine Lebenshaltung. Und genau die brauchen wir doch auch heute. Je länger ich den Text gelesen habe, desto eher bin ich überzeugt: Auch fast 2000 Jahre später in einer sehr veränderten Welt, sind das Grundbegriffe für eine christliche Existenz. Es geht schlicht darum, wie wir aus unserem Glauben heraus leben.

¹Zitiert nach: Martin Vahrenhorst, Der erste Brief des Petrus, Stuttgart 2016, S. 56.

²Vahrenhorst, aaO., S. 23.

Ich fange an mit dem „**Verstand stärken**“. Wir können uns ja in diesen Zeiten manches Mal fragen, ob die Welt den Verstand verloren hat. Etwa, wenn Donald Trump erklärt, er sei ein „sehr stabiles Genie“. Oder wenn im Nahen Osten gezündelt wird. Wenn allen Ernstes darüber nachgedacht wird, Atomraketen einzusetzen. Aber am Verstand unserer Gesellschaft lässt sich auch zweifeln, wenn Millionen Menschen zuschauen, wie sich zehn junge Frauen ins Zeug legen, um einen schmierig aussehenden Junggesellen zu angeln. Da sollten wir schon mal fragen: Hallo, worum geht es im Leben? Wie sieht es aus mit Verantwortung?

Den Verstand stärken, das heißt für Christen übrigens auch, sich in Glaubensfragen des Verstandes zu bedienen. Wir bilden unsere Pfarrerinnen und Pfarrer an öffentlichen Universitäten aus. Wir können die Bibel so anschauen, wie ich es anfangs getan habe. Wir dürfen forschen und fragen, wann, durch wen sie entstanden ist. Immer wieder haben wir im Reformationsjubiläumjahr betont, dass Luther und seinen Mitstreitern an gebildetem Glauben lag. Glaube, der nicht fragen und forschen darf, tendiert stets zum Fundamentalismus.

Und die **Hoffnung auf die Gnade**? Gerade da unterscheidet sich die christliche Haltung von dem, was gang und gäbe ist. Wir glauben tatsächlich, dass Gott Neuanfänge ermöglicht. Unsere Religion kennt Vergebung, Barmherzigkeit, ja Gnade.

Im Februar habe ich Urlaub auf Madeira gemacht. Bei einer Wanderung, an der viele Briten teilnahmen, kam ich mit einem ins Gespräch. Er habe für den Brexit gestimmt, sagte er, weil wir doch eine ganz andere Kultur der Solidarität hätten in Europa, die wir nicht durch Zuwanderung zerstören dürften. Gerade an der Zuwanderung aus Asien in England sei zu sehen, dass diese Grundhaltung, füreinander zu sorgen, deren Mentalität nicht entspreche. Uff. Gut, dass wir laufen mussten, das macht so ein Gespräch leichter. Ich habe gesagt, dass meines Erachtens die Religion stärker eine Rolle spielt als die kulturelle oder ethnische Herkunft. Schutzrechte für Arme und Fremde gibt es auch im Judentum, das Gebot, Almosen zu geben, auch im Islam, das Gebot, Gutes zu tun, auch im Buddhismus. Aber diese Idee, den Nächsten tatsächlich genauso zu lieben, wie sich selbst, ja sogar die Feinde lieben zu sollen, das ist typisch christlich.

Dabei sage ich nicht, dass es den Christen immer gelingt, oh nein. Ich habe allergrößte Mühe bestimmte Menschen zu lieben. Kim Jong Un oder Wladimir Putin lieben – da habe ich durchaus meine Probleme. Aber die Idee, dass es Vergebung und Gnade bei Gott gibt und wir deshalb versuchen, zu vergeben und unseren Mitmenschen mit Gnade zu begegnen, die hat Europa positiv geprägt, denke ich, mit Blick auf soziale Marktwirtschaft, Diakonie, Solidarität. Das heißt, solches christliches Hoffen auf Neuanfang, auf Veränderung beeinflusst die Mitwelt – doch ob das in Cornwall passiert oder in Tranquebar ist gleichgültig.

Aber hat der Autor des ersten Petrusbriefes den Mund nicht etwas sehr vollgenommen, wenn er schreibt, wir sollten **heilig sein im Lebenswandel**? Wer Evangelischen haben es ja nicht so mit Heiligen. Heiligenlegenden hinterfragen wir gern. Und

wenn es um Selig- und Heiligsprechungen geht, dann fragen wir uns, ob die dafür zu belegenden Wunder denn nun wirklich welche sind. Martin Luther hat gesagt, Heilige sind Menschen, die wissen, dass sie ganz und gar auf Gottes Gnade angewiesen sind. Das scheint mir ein guter Zugang. Heilig sein im Lebenswandel hieße dann, sich nicht selbst überschätzen – Donald Trump, der sich gerade als Genie bezeichnet hat, lässt grüßen. Heilig sein brächte genau eine gewisse Demut mit sich.

Im aktuellen Heft der Zeitschrift *Zeitzeichen* wird in einem Artikel³ gefragt, warum es eigentlich keine #metoo Debatte in den Kirchen gebe. Könnte es sein, dass das mit den Werten zusammenhänge, die Christen wichtig sind. Das hatte eine Vikarin aus unserer Landeskirche gesagt. Imn Artikel wird das bezweifelt, schließlich sei die Kirche eine normale Organisation. Ich will ja gar nicht behaupten, dass es in der Kirche besser ist. Das habe ich mir angesichts der Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren auch vergeblich gewünscht. Aber es SOLLTE anders sein. Heilig im Lebenswandel heißt eben nicht, dass ich meine, jeder Frau zwischen die Beine fassen zu können, sondern mit Respekt und Würde miteinander zu leben.

Schließlich: **Leben in Gottesfurcht**. Das bedeutet nun gerade nicht Angst vor Gott. Es geht dem Briefschreiber ja um den Glauben an die Auferweckung von den Toten. Wer glaubt, dass der Tod nicht das letzte Wort hat, lebt anders. Ein solcher Mensch führt ein Leben in Gottesfurcht nicht als Angst vor Gott, sondern in Freude auf Gottes Zukunft, aber auch dem Wissen um die Verantwortung. Wie das aussehen wird, was „Gericht“ bedeutet, wissen wir nicht. Aber, wie der Theologe Körtner das einmal schön ausgedrückt hat, dieser Glaube „richtet sich nicht auf die Wiederbelebung unseres Leichnams, der im Grabe verwest, sondern auf die Neuschöpfung der Verstorbenen durch Gott.“

Die Fastenaktion der evangelischen Kirche in diesem Jahr steht ja unter dem Motto „Zeig dich!“ Das passt hervorragend zum Predigttext dieses Sonntags, finde ich. Zeigen wir uns als Christinnen und Christen. Zeigen wir wenigstens hier und da, ab und an, dass wir aus unserem Glauben heraus die Dinge anders sehen. Dass wir barmherziger sind mit Menschen, die Fehler machen, auch bei Grokoverhandlungen. Dass wir etwas von Gnade wissen, jemand wirklich neu anfangen darf und sich nicht in Würseln zurückziehen muss. Dass wir Demut zeigen gegenüber unseren eigenen Lebensleistungen. Dass wir laut protestieren, wenn klar wird, dass es vergangenes Jahr 950 Angriffe auf Muslime gab in unserem Land! Und dass wir tatsächlich Hoffnung haben, dass Gottes Welt größer und weiter ist, als das, was wir sehen und verstehen.

Achja, und dass wir uns nicht irre machen lassen inmitten von all dem Getwittere und all den Fake news bzw. Alternativen Fakten, sondern tatsächlich unserem Verstand vertrauen. Gut, dass das für uns als Christen Glaubenssache ist.

In diesem Sinne: Amen.

³ Vgl. Philipp Gessler, #MeToo in der Kirche, in: ZZ 02/2018, S. 8ff.